Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **32 (1950)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 6. Januar 1950 | Erscheint jeden Freitag | 33. Jahrgang Nr. 4

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Aufenthalt in London

Dieses scheint der sehnlichste Wunsch von vielen jungen Schweizerinnen zu sein. Man erzählt sich sogar in der Schweizerkolonie, dass sich für das kommende Jahr 10 000 junge Mädchen um eine Aufenthaltsbewilligung beworben hätten. Dies scheint uns doch zu hoch gegriffen, und wir wandten uns an die «zuständige Stelle» um Auskunft zu erhalten. Diese lautete wie folgt: die Gesandtschaft wisse nicht, wieviel Aufenthaltsbewilligungen angefordert werden. Es sei auch nicht wesentlich. Man wisse jeweilen nur von den Mädchen, die sich nach ihrer Ankunft in London bei der Gesandtschaft anmelden. Bis jetzt haben sich dieses Jahr 2000 Mädchen angemeldet und letztes Jahr waren es 2900 gewesen. Um das Bild zu vervollständigen, kann noch ein Drittel beigefügt werden, was die Gesamtzahl auf 2700 für 1949 heraufsetzt. Leider unterlassen noch viele Schweizerinnen diese Anmeldung. Somit scheint es mit 10 000 «Einwanderinnen» fürs nächste Jahr nicht zu stimmen. Doch schon die Hälfte ist eine stattliche Schar Schweizerinnen, von denen fast jede zum erstenmal, mit mehr oder weniger Sprachkenntnis nach London kommt. Jede einzelne hofft, schöne und interessante Monate hier zu verbringen, Land und Leute kennenzulernen und mit guter Sprachkenntnis, gereifter und erfahrener zurückzukehren, um dann auf eine bessere Stelle Anspruch erheben zu können — alles sehr recht und verständlich. Nun kommen aber andere Ueberlegungen dazu, über die man sich weniger den Kopf zerbricht. Man ist jung und da die Welt weniger offensteht wie vor dem Ersten Weltkrieg, so braucht es mehr «Beweglichkeit», sich durch die «Türspalte» zu drücken, um dennoch die Welt, in diesem Falle England, zu sehen. Der billigste Aufenthalt in England ist als Dienstmädchen oder Spitalhilfe. Der englische Arbeitgeber, dem diese Hilfe so sehr fehlt, nimmt die mangelnde Sprachkenntnis in Kauf, wenn gute Arbeit geleistet wird. Diesem Punkt wird von Seiten des jungen Mädchens viel zu wenig Beachtung geschenkt und führt zu Schwierigkeiten. Ein Anstellungsvertrag ist eine Geschäftsangelegenheit und in diesem Fall ist der Vertrag sehr klar. Der Arbeitgeber, sei es ein englisches Spital oder eine englische Hausfrau, verlangt Hausarbeit oder Kinderbetreuung und entschädigt die Arbeitnehmerin dementsprechend. Wenn nichts anderes vereinbart wird, ist die Erlernung der Sprache eine Freizeitbeschäftigung der Arbeitnehmerin und kann in keinem Fall als Zweck des englischen Aufenthalts angeführt werden, wie sehr auch dieses im Grunde der eigentliche Zweck darstellt. Dem Wunsch, englisch zu lernen, entspricht der Engländer natürlich gerne; das Sprachenlernen liegt ihm nicht, und er ist beeindruckt, dass andere sich Zeit und Mühe dazu nehmen. Dazu kommt die praktische Erwägung, dass man sich verständigen muss, wenn man zusammen arbeitet und lebt, und da er sicher nicht Schweizerdeutsch lernen will, kommt es dem andern Teil zugute, indem eben englisch geredet wird. Aber nicht zu allen Zeiten und jeder Zeit — nicht wenn es dem Engländer nicht passt. Deutlicher ausgedrückt heisst das folgendes: Sehr oft ist das junge Mädchen allein mit der Hausarbeit, da die Tageseinteilung hier anders ist. Nach dem Frühstück geht der Mann zur Arbeit, die Kinder in die Schule, um erst abends zurückzukommen. Die englischen Hausangestellten leben auch meistens von der Familie getrennt. Ist nur eine Angestellte da, so ist sie viel allein. Die Engländerin gibt gerne die Hausarbeit ab, wenn sie sieht, wie gut und sauber das neue Mädchen arbeitet und verbringt den Tag ausserhalb der Küche — somit sieht das Mädchen auch die Hausfrau wenig, zumal eine nette, leichte Konversation, die dem Engländer liegt, unmöglich ist, da die Sprachunkenntnis dieses zu mühsam macht.

Wenn man all dies gründlich überlegt, so fällt der Vorschlag, seinen neuen Arbeitsplatz gründlicher zu erforschen, auf weniger taube Ohren. Es ist wichtig, dass man genau weiss, zu was man verpflichtet ist, ehe man davonstürmt. Dieses scheint uns nur zu oft der Fall zu sein, nach all den Klagen und schlechten Erfahrungen, die beidseitig gemacht werden. Dabei vergessen wir nicht daran zu denken, dass vom Unangenehmen meist mehr geredet wird, als dass man das Angenehme rühmt. Für Ungeübte in der englischen Sprache und sehr junge Mädchen wäre es auch zu überlegen, nicht zu streng darauf zu bestehen, nur eine Stelle, wo überhaupt kein anderes Wort als englisch, gesprochen wird, anzunehmen. Der Anfang kann viel leichter und schmerzloser sein, wenn die Verhältnisse und die Sprache nicht so unverständlich sind. Auch in dieser Hinsicht gibt es viele Möglichkeiten und das Endresultat oder «der eigentliche Zweck» leidet nicht dabei. Deutlicher möchten wir nicht werden, sonst macht es den Anschein, als ob wir uns berufen fühlen, den vielen Auslandschweizerinnen zu guten Hausangestellten zu verhelfen. Unser einziger Wunsch ist, es viel mehr, den vielen jungen Schweizerinnen mit diesen Hinweisen zu einem möglichst schönen Englandaufenthalt zu verhelfen. Denn all den vielen, überanstrengten Londoner Hausfrauen würden wir von Herzen die Hilfe von so einem fleissigen, frohen Schweizermädchen gönnen. Somit wird auch auf dieser Basis das gute Einverständnis zwischen den Engländerinnen und den Schweizerinnen weiter bestehen bleiben. G. K. — London

Aktive Neutralität

Zu einem Tätigkeitsbericht

E. B. Solange die Schweizer Spende als öffentlich wirkende Institution tätig war, Sammlungen veranstaltete und ihre Hilfswerke schuf, hörte und las man ihren Namen immer wieder. Sie musste von sich reden machen, um für ihre Sache zu werben, denn sie brauchte Gelder und Waren, sie benötigte die Sympathie und die mittragenden Kräfte des ganzen Schweizervolkes. Immer einmal hörte man vom einen oder andern Hilfswerke, das hierzulande oder in einem der bedürftigten Länder durchgeführt wurde, von Reisen, Konferenzen und Sammlungsresultaten, oder man erfuhr, dass wieder eine weitere grosse Summe aus Bundesmitteln für das Werk bewilligt worden sei.

So war es seit 1944, dem Gründungsjahr. Doch seit Ende 1948, dem Jahr der Liquidation der Schweizer Spende, ist es still geworden. Der so vertraut gewordene Name bezeichnet jetzt ein abgeschlossenes Werk.

In einem stattlichen Bande erstattet die Schweizer Spende nun Bericht über das Entstehen, das Wirken und die Liquidation. Tätigkeitsbericht nennt sich das Buch bescheiden. Es ist mehr: wir haben ein Dokument zur Hand, in dem ein Stück Zeitgeschichte festgehalten ist. Diese Berichte und Tabellen werden einmal dem Historiker unentbehrlich sein, wenn er die Schweizergeschichte in den Jahren der Nachkriegszeit nach dem Zweiten Weltkriege zu schreiben haben wird. Denn nicht allein von den Aufwendungen für die Landesverteidigung, von den Anstrengungen des ganzen Volkes zum wirtschaftlichen Durchhalten und zum Widerstand gegen jede politische «Infektion» wird da die Rede sein müssen; spätere Generationen sollen sich auch ein Bild machen können vom Anteil an den Ideen und Werken, welchen die neutrale Schweiz nach der Kriegszeit im Dienste ihrer von den Kriegsfolgen betroffenen Zeitgenossen leistete.

Das umfangreiche Buch ist sehr sachlich geschrieben. Wer befürchtet, es könnte hier die rechte Hand gar selbstzufrieden aufgeschrieben haben, was die linke Hand gespendet hat, kann erleichtert feststellen, dass weder Lob noch Weihrauchstreuen von irgendwem an irgendwen zu finden ist. Es dominiert der Ernst, der diese schweren Jahre kennzeichnete, und spürbar ist die Last der Verantwortung, die auf denen lag, welche die Arbeit trugen. Sie hatten über die für unser kleines Land überaus hohe Summe von rund 205,9 Millionen Franken verantwortlich zu disponieren, und sie hatten durch die Qualität der Hilfsarbeit in 18 verschiedenen Ländern und im eigenen Lande — die von der Qualität der Charaktere der Mitarbeitenden abhing — für den guten Namen der Schweiz einzustehen. Wohl sind die Namen der Komiteemitglieder und des Zentralsekretärs genannt, nirgends aber die Namen der vielen, z. T. an schweren und grossen Posten stehenden Mitarbeiter. Es bleibt so ein stilles und anonymes Bild gewahrt: das Werk spricht und nicht die Wirkenden. Auch Bilder sprechen: gut ausgewählte grossformatige Photographien aus Hilfswerken in den verschiedensten Ländern, von Hilfsbedürftigen jeglichen Alters; sie machen anschaulich, um was es ging.

Es ist heute, da diese Zeilen geschrieben werden, auf den Tag fünf Jahre her, dass National- und Ständerat einstimmig dem Bundesbeschluss zustimmten, der die Schaffung der Schweizer Spende vorsah, und dass sie den 1. Kredit von 100 Millionen Franken dafür guthiessen. In seiner Botschaft an die Bundesversammlung hatte der Bundesrat die Aufgabe u. a. folgendermassen umschrieben?

> «Die Schweizer Spende an die Kriegsgeschädigten soll unserer Bevölkerung Gelegenheit bieten, die Gefühle der Nächstenliebe, die sie empfindet, zu bezeugen. Jeder Schweizer, ob jung oder alt, arm oder reich, soll die Möglichkeit erhalten, an einem Werk teilzunehmen, durch das er gegenüber den schwergeprüften Nächsten einer moralischen Verpflichtung nachkommt ...»

Damals war noch die Kriegszeit, und es kamen die auch für uns fast unerträglichen letzten Monate, da Tag für Tag und Nacht für Nacht das tiefe Surren der schweren Bomber über uns hörbar war und da wir wussten: Tod und Zerstörung gehen um, menschliche Wohnstätten sinken in Trümmer, das Feuer fällt vom Himmel ... weil das eigentlich besiegte Dritte Reich, d. h. seine Machthaber, sich nicht ergab und so kein Partner war, mit dem ein Waffenstillstand abgeschlossen werden konnte. So tobte der Krieg, der eigentlich entschiedene, noch weiter; wie Hitler es ausgesprochen: in seinen Untergang sollten auch die andern mitgerissen werden. Solches auch nur als Beobachter zu ertragen, ergriff das Herz und zerrte an den Nerven. Und so war es denn ein Aufatmen, aus der Passivität heraus und zu einem Wirken aufgerufen zu werden, das etliches an Linderung schaffen konnte. Man spendete selbstverständlich: Geld, Naturalien und — das für die leidenden Kinder so wesentliche — Gastfreundschaft.

In den vier Jahren des Bestehens der Schweizer Spende hat unser Viermillionenvolk — Behörden, Vereine, Firmen und Private — den fast 153 Millionen aus Bundesmitteln weitere 53 Millionen beigefügt. Man hatte Vertrauen in das Werk; man wusste, dass die seit langem bewährten grossen Hilfswerke (Schweizer Arbeiterhilfe, Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes, Commission mixte des Internat. Roten Kreuzes und der Liga der Rotkreuzgesellschaften, die grossen konfessionellen Hilfsverbände u. a. m.) alle in nach und nach immer erprobterer Koordination dabei zusammenwirkten. «Durch die Mitarbeit der schweizerischen Hilfsorganisationen sollte bewiesen werden, dass die Schweizer bei aller Verschiedenheit der Sprache, des Glaubens und der politischen Ueberzeugung und bei ihrem ausgeprägten föderalistischen Sinne fähig sind, gemeinsam und nach gleichen Grundsätzen eine gesamtschweizerische Aufgabe zu lösen.» Auch mit den grossen internationalen Hilfsinstitutionen, hauptsächlich der von den Vereinigten Nationen geschaffenen UNRRA zuletzt auch mit der UNESCO, wo es sich um Bü

Erinnerungen an Tiere

Von El. Studer-v. Goumoëns

Nachdruck verboten

Motto: Plus je connais les hommes,
mieux j'aime des animaux.
Voltaire

Kleines Vorwort

Das Wort des alten französischen Spötters und Zynikers klingt verbittert und lässt auf viel Enttäuschungen und bittere Erfahrungen im Verkehr mit Menschen schliessen. Wenn ich sie als Motto für meine Erinnerungen an Tiere gewählt habe, so geschah es nicht aus diesem Grund, sondern aus der Erfahrung und Ueberzeugung heraus, dass für den modernen, gehetzten, zersplitterten Menschen von heute, gerade im Umgang mit dem psychisch einfachen, natürlichen, vertrauenden Tier eine unendlich grosse, ständig neu sprudelnde Quelle der Erholung, Kraft und Freude liegt, aus der auch wieder mehr Verständnis und Liebe für den Menschen-Bruder wachsen kann.

1. Kapitel

Kindheit

Wenn ich versuche, meine Erinnerungen an all die Hunde und anderen Tiere, welche in meinem Leben, besonders in meiner Jugend eine Rolle gespielt haben, aufzuzeichnen, so rollt sich damit vor meinem inneren Auge vor allem eine unglaublich schöne Kindheit auf, die ich lückenlos auf dem Lande habe verleben dürfen. Und so ist es wohl nicht anders möglich, als dass Tiere und Menschen und eigenes Erleben sich in diesen kurzen Seiten zu einem Ganzen vermischen werden, aus dem sich so recht eigentlich der Segen und der Reichtum des Landlebens während der Jugendzeit eines Menschen zeigen lässt.

Meine erste deutliche Tier-Erinnerung ist ein rotbrauner Dackel, genannt Waldi. Sehr viel Eigenartiges ist mir von ihm nicht im Gedächtnis haften geblieben; denn ich muss wohl noch sehr klein gewesen sein damals. Aber dass ihm die ganze Liebe meines kleinen Herzens gehörte, das weiss ich noch; denn wie oft bin ich wegen dieser Liebe zu dem gutmütigen Tier ausgezankt und bestraft worden. Dies wohl hauptsächlich wegen meiner Marotte, ständig mein Brot mit ihm zu teilen und mich von ihm abschlecken zu lassen. Bekam ich eine jener grossen, runden Brotschnitten, so brach ich sie so auseinander, dass ich sie zu einem langen, schmalen Stück auseinanderziehen konnte, mit dem ich dann möglichst unbemerkt in den grossen Schlosshof entschwand. Dort wurde dann an einer verborgenen Stelle das Brot mit meinem geliebten braunen Kameraden in der Weise verzehrt, dass er am einen, ich am andern Ende kaute und biss, bis seine kalte Schnauze an meine Lippen kam: das war dann der Höhepunkt.

Hie und da stibizte ich auch irgend etwas Essbares für ihn — vielleicht auch ein wenig für mich, um so ein gemeinsames Mahl feiern zu können. So erinnere ich mich gut, mich einmal an einer geöffneten und angefangenen Büchse Thon auf dem Esszimmer-Buffet vergriffen und ein Stück davon für mich und ein zweites für meinen Waldi geraubt zu haben.

In jener Zeit hatten wir, besonders für meine jüngere Schwester ein Französisch sprechendes Kindermädchen, eine Dina. Diese vergötterte meine kleine Schwester, ein eher zartes Kind mit grossen, wundervollen Augen, das jedenfalls besser ihrem französischen Geschmack entsprach als ich dicke Landpomeranze. Auf alle Fälle konnte sie mich nicht ausstehen, aus leicht begreiflichen Gründen, da ich eine sehr naseweise und vorlaute Kröte war, die ihr das Leben nach dem Grundsatz: wie du mir, so ich dir nach Möglichkeit schwer machte aus Rache für die oft ungerechte Behandlung. Dank dieses an mir leider festzustellenden damaligen Charakters hatten mir die alten Frauen der Verwandtschaft das Horoskop gestellt, dass entweder etwas ganz Rechtes, oder ganz Schlechtes aus mir werden würde. Als ich das durch meine Grossmutter später einmal erfuhr, — sie gehörte nicht zu diesen Frauen — sei ich so wütend geworden, dass ich auf den Boden gestampft und herausgeschrien hätte: «Ja wolle, däne zeige-n-i's deh, öppis ganz Schlächts, die sölle sech nume fröue!» Meine Grossmutter erzählte mir das später oft, wahrscheinlich, damit ich meinen Racheschwur nicht vergessen und mich mein Leben lang für das Gute anstrengen sollte, angesichts der Drohung, die auf mir lag.

Aber nun zurück zum Thon-Diebstahl, ich musste nur zuerst die Quelle meiner französischen Sprachkenntnisse verständlich machen.

Als dieser nämlich entdeckt wurde bezeichnete mein älterer Bruder mit der Detektiv-Sicherheit, welche allen zu dieser Spezies gehörenden Buben in allen Zeitaltern eigen ist, sofort, ich sei es gewesen, worauf natürlich das mütterliche Verhör einsetzte. Ich antwortete mit Schweigen — (offenbar habe ich schon damals den Wert des Schweigens und Ueberlegens in der Verteidigung erkannt!). Als Mutter, unterstützt von ihrem Sohn nicht nachgeben wollte, sagte ich ihr achselzuckend, kalt und ruhig: «Qui cherche — trouve!» mehr brachte sie nicht aus mir heraus, eine Magenspülung bei Waldi und mir die den einzig sicheren Tatbestand zu Tage gefördert hätte unterblieb, und mit dieser Erinnerung, die von meiner Mutter oft lachend aufgefrischt wurde, fallen auch alle weiteren Erinnerungen an Waldi aus meinem Gedächtnis.

Um so lebhafter und umfangreicher aber bleiben die Erinnerungen an unseren Geissbock mit diesen ganz frühen Kindheitsjahren verbunden. Wieso plötzlich ein Geissbock für uns Kinder da war, weiss ich nicht mehr so genau. Denn verwöhnte Kinder waren wir wirklich nicht. Irgendwie hatte es wohl damit zu tun, dass mein Vater für Verwandte im Emmental einen «Berg», d. h. eine Alp mit Alpbewirtschaftung zu verwalten hatte. Auf alle Fälle rückte eines schönen Tages — o wie schön fand ich diesen Tag! — ein Bergbauer mit diesem stattlichen, schönen Ziegenbock an: «für d'Chind», hiess es ausdrücklich. Ich

SCHWEIZERISCHE LANDESBIBLIOTHEK BERN

cherhilfe, **Schulungskurse und Stipendien** handelte, arbeitete die Schweizer Spende und bewies damit die Bereitschaft unseres Landes, international mitzuarbeiten, soweit es sich mit unserer Neutralität vereinbaren liess.

Grundsätzlich entschied man sich für erste Hilfe zur Rettung der Notleidenden, wissend, dass der spätere eigentliche Wiederaufbau nicht im Rahmen des Möglichen lag. Erste Hilfe hiess damals praktisch «nicht bloss Lebensmittellieferungen für die Jugend, sondern Einrichtung von Heimen und Kinderdörfern; nicht bloss Verteilung von Kleidern und Schuhen, sondern Errichtung von Schneider- und Schuhmacherwerkstätten; nicht bloss Abgabe von Medikamenten, sondern Notspitälern und schliesslich nicht bloss Warenhilfe, sondern Bücherlieferungen und Veranstaltung von Ausbildungskursen.

Wer je selbst in ähnlichen Aufgaben tätig war oder künftig Wohlfahrtswerke grossen Stiles vorzubereiten hat, tut gut, dieses Buch zu studieren; es schildert Erfahrungen und ihre organisatorische Auswertung, die von hohem Interesse sind, und gibt mit der ausführlichen Darstellung des Aufbaues und der Zusammenarbeit der vielen Unterabteilungen mit der zentralen Leitung eine instruktive Uebersicht.

Wenn man diesen Ueberblick über die Ausdehnung und die Vielfalt der Hilfswerke durchgeht, ist man erstaunt, zu vernehmen, dass die Zentralstelle mit einem Personal von durchschnittlich 125 Personen auskam. Dass die Verwaltungsspesen nicht mehr als 2,8 Prozent der Einnahmen beanspruchten, stellt der Umsicht der Geschäftsführung ein gutes Zeugnis aus.

Aufschlussreich ist auch das Kapitel über die Beschaffung der Mittel. Noch einmal sehen wir da, wie systematisch vorgegangen wurde, wie allen Gelegenheit zu aktivem Sammeln im eigenen Kreise geschaffen wurde. Neben Postcheckaktion, Abzeichenverkauf, Briefmarkenverkauf gab es u. a. die Spenden der Vereine, der Armee, der Werktätigen, der Künste, der Bauern, des Gewerbes, der Wirtschaft (Firmen), der Jugend. Von der Spende der Passanten, die der Berichterstatter «die wohl diskreteste Spende» nennt, hören wir, dass in den Kesseln auf Plätzen und Strassen, in den Sammelbüchsen sich «nicht selten Tausendernoten und goldene Eheringe befanden.» Und wenn es auf einem Postcheckzettel, mit dem 917 Fr. einbezahlt wurden, hiess: «Für jeden in den Jahren 1939—1944 geleisteten Aktivdiensttag einen Franken für die hungernden Kinder Europas», so stehe dieser Satz noch einmal hier, stellvertretend für viele andere, die aus gleicher Gesinnung grosse und kleine Gaben mit ihrem Worte begleiteten. Noch einmal wollen wir auch dankbar dessen gedenken, dass unsere Sammlung der Schweizer Frauen an Waren und Geld 1,6 Millionen, dass die Sammlung von Haushaltgegenständen durch die Frauenorganisationen Waren für 1,5 Millionen zusammenbrachten. Nur dies grosse Echo im ganzen Volke, das der Ruf um Hilfe erhielt, — liess die Schweizer Spende und alle andern Hilfsaktionen wirksam werden.

Es mag den Umfang des Werkes etwas illustrieren, wenn noch einige Zahlen genannt werden. Nicht um Eigenlob zu verbreiten, tun wir das, sondern um den vielen Spendern anschaulich zu machen, in welcher Art sich Geld in Hilfe wandelte. Waren z. B. hat die Schweizer Spende total für 136 715 548.— Franken in die verschiedenen Ländern gesandt oder durch ihre Mitarbeiter dort verteilen lassen. Und zwar folgendermassen:

In Belgien für	582 301.— Franken	Lebensmittel, Medikamente, Seife
In Deutschland	32 993 083.—	Lebensmittel, Textilien, Schuhe, Medikamente, Bau- und Ausrüstungsmaterial, Sämereien usw.
In England	704 409.— «	Notzimmergarnituren für Ausgebombte
In Finnland	4 276 121.— «	Lebensmittel, Schuhe, Textilien, Medikamente, Näh- und Strickutensilien
In Frankreich	16 345 764.— «	Hilfe aller Kategorien
In Griechenland	1 325 570.— «	Textilien, Medikamente, Bau- und Ausrüstungsmaterialien u. a.
In Holland	8 485 495.— «	Hilfe aller Kategorien
In Italien	16 713 072.— «	Hilfe aller Kategorien
In Jugoslawien	3 903 286.— «	Hilfe aller Kategorien
In Luxemburg	507 787.— «	hauptsächlich Baracken und Baumaterial
In Norwegen	1 854 481.— «	Lebensmittel, Textilien, Medikamente, Werkzeuge usw.
In Oesterreich	23 955 338.— «	Hilfe aller Kategorien
In Polen	11 981 935.— «	Hilfe aller Kategorien
In Tschechoslowakei	1 821 602.— «	wovon für gut 1 Million Medikamente
In Ungarn	10 132 228.— «	Hilfe aller Kategorien

Albanien, Bulgarien und Rumänien erhielten hauptsächlich Medikamente und Sanitätsmaterial.

Die ersten Aktionen, noch während des Krieges, konnten in Frankreich, Belgien und Holland begonnen werden. Belgien, Norwegen und Luxemburg benötigten nur während etlicher Monate diese Hilfe; Holland, furchtbar verwüstet und ausgeplündert, von den Kolonien abgeschnitten, bedurfte ihrer länger; in Frankreich, Italien, Oesterreich und Deutschland wurde während der ganzen Dauer des Werkes geholfen, wie denn überhaupt die vier Nachbarländer am stärksten betreut wurden. Zur Hilfe in Deutschland heisst es:

«Als letztes Nachbarland wurde im Winter 1945/46 auch Deutschland in das Programm der Schweizer Spende einbezogen, nachdem die Besetzungsmächte ihr Einverständnis dazu gegeben hatten. Trotzdem die früheren Machthaber dieses Staates die Verantwortung für die Entfachung des Zweiten Weltkrieges tragen, drängte sich dieser Entschluss, der im Einvernehmen mit dem Bundesrate getroffen wurde, der Schweizer Spende auf. Abgesehen von rein menschlichen Ueberlegungen, die allein schon genügt hätten, liessen auch gewisse Grundsätze diesen Schritt als angebracht erscheinen; es ging schliesslich darum, zu zeigen, dass eine Demokratie in jeder Lage die Wahrung der Menschenrechte ernst nimmt. Endlich gehörte es auch zum Wesen unserer Neutralität, bei der Auswahl ohne irgendwelche Parteinahme jedermann zu berücksichtigen. Wie in Oesterreich machte es die schwere Not auch in Deutschland nötig, dass die Schweizer Spende ihre Arbeit bis zum Schluss ihres Bestehens fortführte.»

Welcher Art die Aufgaben in jedem Lande waren, inwiefern Hospitalisierung, Studienaufenthalt, Schulungsaktionen, Kinderdörfer, Baracken, Akkerbaukolonnen, Handwerkerequipen, Prothesenabgabe, Errichtung von Patenschaften (ihrer 2000 brachten eine zusätzliche Hilfe von 1,3 Millionen Franken ein) und so manch andere Art von Aktionen in Frage kamen, darüber gibt das Buch genauen Aufschluss.

Abschliessend geben wir noch dem Berichterstatter selbst das Wort: «... Betrachtet man die moralisch-geistige Bedeutung der Schweizer Spende, dann wird vollends klar, dass es sich um ein Geben und Nehmen handelte, bei dem alle Beteiligten zugleich die Schenkenden und die Empfangenden waren. Dies galt zunächst und vor allem für die einzelnen am Werk beteiligten Menschen, in erster Linie für die Notleidenden selbst. In tausendfältiger Weise gaben sie, namentlich in der ersten Zeit nach dem Kriege, ihrer Dankbarkeit für die empfangene Gabe Ausdruck, besonders aber auch für die Stärkung ihres Glaubens an das Gute im Menschen, an die Möglichkeit einer wirklichen Versöhnung und eines Neubeginnes. Aber die Helfer kamen sich in ihrer oft schweren Arbeit ebenfalls immer wieder selbst als Beschenkte vor, weil sie es oft erleben durften, wie sehr Mangel und Not auch den Weg zur Erringung unverlierbarer Werte öffnen.

... Die Schweizer Spende war ein Werk der Verständigung. In besonderer Weise kam dies im Ausland auch durch ihre Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Hilfsorganisationen zum Ausdruck. Diese gemeinsame Tätigkeit der Vertreter verschiedener Länder zum Wohle eines notleidenden Volkes stärkte in diesem den Glauben an die Möglichkeit internationaler Zusammenarbeit überhaupt. Denn die Tätigkeit der Schweizer Spende, wie an sich jede humanitäre Tätigkeit von Land zu Land, weist auf einen neuen Weg der Verständigung zwischen den Völkern hin. Wer sein Land liebt und es vor Feindschaft und Krieg geschützt wissen möchte, der muss ihm aufrichtige Freunde wünschen, die gleich ihm erkannt haben, dass das Wohlergehen aller Völker gleich wie der Friede ein unteilbares Ganzes bildet. Die Arbeit der Schweizer Spende und anderer nationaler Organisationen der Nachkriegshilfe waren daher nicht eine vorübergehende Episode, sondern bildeten eine wenn auch kleine Stufe in der Entwicklung zu einer neuen staatlichen Aussenpolitik im Sinne der aktiven Neutralität, die in der Mitwirkung beim Aufbau einer besseren, auf die Freundschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Völker sich gründenden Ordnung liegt.»

Sind sie ihrer Sache so unsicher?

In Basel lud die «Arbeitsgemeinschaft für Friedensfragen» zu einem öffentlichen Vortrag über «Zivildienst für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen» ein Die Veranstaltung sollte den Charakter einer öffentlichen Auseinandersetzung mit der Botschaft des Bundesrates betreffend Teilrevision des Militärstrafgesetzes erhalten; die Arbeitsgemeinschaft bemühte sich denn auch, einen Redner für die Einführung eines Zivildienstes und einen Redner dagegen zu verpflichten. Der Sprecher zugunsten des Zivildienstes liess sich sehr leicht finden; recht eigentlich schwierig gestaltete sich die Suche nach einem Korreferenten. Mehr als 12 Justizoffiziere, die angefragt wurden, lehnten ab. Die Organisatoren des Ausspracheabends baten in höchster Not den Basler Kreiskommandanten um Hilfe. Auch ihm soll das Finden eines Korreferenten nicht leicht gewesen sein, denn auch ihm haben Justizoffiziere und Divisionsrichter abgesagt. Am Vortragsabend sprach dann schliesslich der Kantonalpräsident der Basler Pfadfinder als Korreferent gegen die Einführung eines Zivildienstes.

Sind die Justizoffiziere und Divisionsrichter ihrer Sache so unsicher, dass sie eine öffentliche Diskussion über den Zivildienst scheuen? Das Erlebnis, welches die Basler Arbeitsgemeinschaft für Friedensfragen in dieser Beziehung hatte, könnte auf eine solche Unsicherheit schliessen lassen...

SZV.

Handelswissenschaft, ein Lehrstuhl in Holland?

«Home Economics» ist ein Fach, das an den meisten amerikanischen Universitäten gegeben wird. Seit längerer Zeit haben in den Niederlanden führende Persönlichkeiten, welche sich sowohl für die Landfrauen wie für die Erziehung der heranwachsenden jungen Frauen in den Städten einsetzen, die Hoffnung gehegt, dass auch Europa dieses Beispiel befolgen werde. Als dann vor etwa drei Jahren Professoren der agrarischen Universität in Wageningen (eine Gemeinde in der Nähe von Arnheim) nach den Vereinigten Staaten eingeladen wurden, haben diese nebenher auch von den «home economics» Kenntnis erhalten. Ins Vaterland zurückgekehrt, haben sie auch hier über ihre Eindrücke mitgeteilt und eine Kommission wurde ins Leben gerufen, welche sehr gewissenhaft zur Hälfte aus «Pros» und zur Hälfte aus «Contras» bestand. Die führenden Frauen wie Greta Smit, Inspektorin des Gewerbeunterrichts, Emma Mesdag, Directrice der Haushaltschule in der Residenz, welche schon sechzig Jahre besteht und viele andere, wurden um Rat gefragt und das Ende war, dass alle Herren «pro» wurden. Dass die Besprechungen schon ungefähr zweieinhalb Jahre dauern, darf man dennoch nicht als «lang» betrachten, weil es sich hier um ein ganz neues Lehrfach handelt. Jedenfalls ist jetzt der Vorschlag dem Kuratorium der Universität unterbreitet. Selbstverständlich werden nicht nur Studentinnen sondern auch Studenten den Vorlesungen folgen (!), z. B. junge Leute welche sich eine Zukunft im Hotelbetrieb denken, oder diejenigen, welche für die Armee-Verwaltung bestimmt sind usw. Bis jetzt ist nur das Ingenieursdiplom an dieser agrarischen Universität erhältlich, mit einer Dissertation kann dann auch die Doktorwürde erlangt werden. Ob die Haushaltwissenschaft z. B. die Möglichkeit, Dr. ec. zu werden, bieten kann, ist nicht im voraus zu sagen! Weil aber das Vorhaben die volle Sympathie des heutigen Agrarministers S. Mansholt hat, darf man hoffen, dass die Sache in absehbarer Zeit zum Abschluss kommen wird.

W. W. F.-D.

Politisches und anderes

Aus der Neujahrsbotschaft des Bundespräsidenten

«Wie üblich, hat der neu amtierende Bundespräsident — diesmal Bundesrat Petitpierre — am Radio zum Volke und zu den Auslandschweizern eine Neujahrsbotschaft gesprochen. Er verzichtete auf realistische Einzelheiten einzugehen und betonte Art und Aufgabe unseres Landes im Sinne der Brüderlichkeit. Unser Land ist das Ergebnis eines langen und beharrlichen Willens, «der sich im Lauf der Jahrhunderte um eine Idee, die Freiheit, gebildet hat.» Bundespräsident Petitpierre sieht die Hindernisse, die sich der Aufrichtung des Friedens entgegenstellen, im Machthunger derer, die über Gewalt verfügen und vor allem im Fanatismus in allen seinen Formen, «der, berufe er sich auf die Rasse, die Religion oder eine politische Doktrin, stets gefährlich ist; der Fanatismus, diese blinde Kraft, die sich weigert, die Mannigfaltigkeit und die Unterschiede zu sehen und zu achten.»

Eine neue Attachée in Bern

Am Neujahrsempfang im Bundeshaus hatte der Bundespräsident die Vertreterin Argentiniens, Maria Antonia Rodriguez, zu begrüssen, die als Attachée der argentinischen Gesandtschaft zugeteilt ist und vom Gesandten vorgestellt wurde.

Weiterer Abbau der Preiskontrolle

Die Aufhebung der Höchstpreisvorschriften ist für verschiedene Nahrungsmittel (z. B. Tee, Zucker, Teigwaren, Nährmittel, Speiseöle und -Fette, Honig, Früchte- und Gemüsekonserven erfolgt; auch für die Hotellerie, Gastgewerbe, Baugewerbe und Baustoffe ist die Preisbildung freigegeben.

Der neue Staat Indonesien

ist nun, da er in feierlichem Staatsakt im Haag seine Konstituierung bestätigt erhielt, bereits von verschiedenen Staaten de jure anerkannt worden. Auch die Schweiz hat diese Anerkennung vollzogen.

Die Königin von Griechenland

hat in einer Pressekonferenz an alle Staaten der Welt appelliert, damit sich die Oeffentlichkeit des Loses der 28 000 verschleppten Griechenkinder annehme und sich für deren Rückführung einsetze. Wenn man sie nicht direkt an Griechenland geben wolle, sollten sie in die Schweiz oder nach Finnland oder Schweden gesandt werden. Wie gerne würde die Schweiz als Vermittlungsstelle diese Kinder in Empfang nehmen.

Schwer belehrbar.

Die italienische Senatorin Angela Merlin, die als Urheberin des vom Senat in Rom bereits angenommenen Gesetzes über die Schliessung der Bordelle, in Mailand von diesen Fragen sprechen wollte, wurde daran durch Pöbeleien des Publikums, das vorwiegend aus Studenten bestand, gehindert. Die Sprecherin musste auf Diskussion verzichten und unter dem Gelächter des Publikums den Saal verlassen. (Wir haben von Josephine Butler, die in England den Kreuzzug gegen die Verstaatlichung der Prostitution geführt hatte, ähnliches gelesen.. allerdings vor rund 70 Jahren!)

Gewaltsame «Erziehung»

Wie zu lesen war, haben in der russisch besetzten deutschen Ostzone die Leute keine Weihnachtsfeiern mit Christbäumen abhalten dürfen. Wohl als Ersatz dekretiert man jetzt dort neue Feiertage. Die Besetzungsmacht hat vorgeschlagen: den Tag von Stalingrad, den Tag der Roten Armee, den Tag des 60. Geburtstages Molotows und den Geburtstag Maxim Gorkis zu Feiertagen zu erklären. Die deutschen Ostbehörden haben zugestimmt. Wie sollten sie es anders wagen?

Bei den Rekrutenprüfungen

hat es sich gezeigt dass die Tauglichkeitsziffer bei unseren Schweizerrekruten sich um ein

---

wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, aber es standen zu viele grosse Leute dabei, und ich wurde immer wegen meiner demokratischen Allüren getadelt! Nun fing ein herrliches, tolles Leben an. Für uns Mädchen war es noch die Zeit der goldenen Freiheit. Mein Bruder war im Winter über in der Stadt in der Schule, im Sommer pauckte ihm der Pfarrer aus dem Nachbardorf — diesem herzigen Dorf mit dem «Käsbitz»-Kirchturm zu dem man durch lauter Wiesen- und Waldwege gelangte, jeden Vormittag das nötige Latein, Griechisch und andere ebenso nötige Wissenschaften ein. So blieb uns natürlich unglaublich viel Zeit zum Spielen und Herumvagabundieren. Im Mittelpunkt stand plötzlich nun dieser Geissbock, für uns drei Geschwister natürlich unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten. Mein Bruder, in dem wohl damals schon das später so stark aktive Reiterblut rumort haben mag, übernahm die Dressur des guten Tieres. Wir besassen einen fabelhaften, graublau angestrichenen Kinderleiterwagen, ganz einem grossen echten nachgebaut mit Bremse usw., und an diesen wurde nun der arme Bock eingespannt. Er musste lernen in der Deichsel gehen, ziehen, auf Kommandos hören, und nach und nach hatte er diesen Zweck seines Daseins so gut begriffen, dass wir ganz ansehnliche Fahrten durchs Land machen konnten, das heisst, dass wir unsere Freunde auf einem Nachbargut besuchten, die auch so ein Tier hatten, und mit denen wir dann gemeinsam mit unseren beiden Wagen herumkutschierten: Die beiderseitigen ältesten Brüder auf dem, aus einem erhöhten Brett bestehenden Bock, wir kleinen Mädchen hinten im Wägeli als Passagiere.

Neben der Einspannerei lief für meinen Bruder der Wunsch, den Geissbock für die Kavallerie zu dressieren. Aber daraus wurde nicht viel, denn da bockte nun der Bock, und zwar energisch. Gelangte der junge Dressur-Reiter auf der einen Seite hinauf so flog er entweder sofort, oder aber sicher nach einigen Schritten auf der andern Seite wieder herunter, ein Schauspiel, dem wir, sonst von unserer Nichtigkeit Gefühl stark durchbohrten, viel jüngeren Schwestern mit einem Grinsen, das der reinsten Schadenfreude entstammte, beseligt beiwohnten. So gab es für den, das Tier für seine Zwecke missbrauchenden Bruder nach und nach ein gespanntes Verhältnis zu dem Geissbock, der es gelegentlich nicht an fast gefährlichen Boshaftigkeiten fehlen liess. Wie meine Schwester zu ihm stand weiss ich nicht mehr, sie wird auch da, wie für viele andere Kindererlebnisse wieder andere Erinnerungen haben als ich.

Für mich war der Bock ein geradezu wundervoller Kamerad. Da ich nichts von ihm wollte, als dass er mich gern haben solle, ich auch nie versuchte ihn für etwas zu dressieren, so liebte er mich innig, liebte mich wie ein Hund seine Herrin liebt. Er folgte mir auf Schritt und Tritt, so bald er freigelassen war, ich konnte mich die längste Zeit auf seinen harten Buckel setzen und herumreiten, nie hat er mich abgeworfen. Ach und dann vor allem etwas: In jener Zeit durften Mädchen doch nicht braun werden im Gesicht. Arme und Beine, das ging noch an! Aber der Teint wurde gepflegt so klein und hässlich man war, und ständig musste man einen Hut auf dem Kopf haben. O diese Hüte, ganz einfache, ungefütterte, ungarnierte grosse Binsenhüte, die man im Dorf kaufte: o wie hasste ich sie! Sie störten einen beim in die Bäume klettern, sie waren zu gross, wenn man durch das kleine Gitterloch in Grossmutters Hühnerhof kriechen wollte, um mit einer Stecknadel ein oder zwei Eier zu öffnen und auszusaugen, weil man Durst hatte, und man zu faul war durch Allee und Brücke heimzulaufen, sie fielen einen in die «Söutränke» wenn man der Pächtersfrau am Abend helfen durfte «geschwellte» Abfall-Kartoffeln in die lauwarme Käsemilch zu zerdrücken! Ueberall waren einen diese dummen Hüte im Weg und dann kam der Geissbock und fand ein unerwartetes Wohlgefallen daran. Es fing damit an, dass er so ein Möbel, das ich auf einer Gartenbank hatte liegen lassen mit Stumpf und Stiel aufgefressen hat. Der Hut war unauffindbar, man hielt ihn für gestohlen, und ich wurde wegen meines «G'Hotsch's» bestraft. Aber als er dann bald darauf dabei erwischt wurde, wie er mir, wo es ihm nur möglich war, meine Hüte am Kopf, und vom Kopf weg anfrass, da wusste man, wo der erste hingekommen war. Es gab mindestens vier neue Binsenhüte in jenem Sommer, zum Entzücken des Geissbocks, — mir wäre es lieber gewesen, man hätte den Ersatz aus Ersparnisgründen eingestellt. Diese Antipathie gegen Hüte ist mir geblieben, und jetzt im Alter fröhne ich dem lasterhaften Wunsch meiner Jugend: der Hutlosigkeit, nach dem Grundsatz, dass man etwas haben soll vom Alt-Werden!

Wie zahm mein Bock war, erlebte ich einmal, als ich mit meiner schönen, bewunderten Mutter einen Besuch machen sollte bei Verwandten, die den Sommer immer in der Nähe auf einem Gut zubrachten. Der Bock durfte natürlich nicht mit, der Gärtner sollte ihn einsperren. Aber als wir etwa in der Hälfte des Weges den Berg hinunter ins Dorf waren, trabte das treue Tier plötzlich hinter mir her. Ich musste sofort zurückkehren, und ihn heimbefördern und wieder einsperren lassen und im gestreckten Galopp meiner Mutter nachrennen. O wie herrlich war das, so im Galopp den steilen Stalden hinunter zu rasen, so hoch hinten auszuschlagen, dass man die Absätze am Rükken fühlte und der Hut an seinem Gummiband auf den Schultern auf und ab tanzte — der dumme überflüssige Hut! Bei der Visite war ich brav und zahm, und sehr gut erzogen, inspizierte auf eigene Faust die Ställe, das Taubenhaus, den Hühnerhof, vor allem den Misthaufen, auf dem ein früherer, stets im schmutzigen weissen Tuchfrack umhergehender, adlesstolzer Besitzer des Gutes sein Wappen aus Mist — in den Mist einflechten liess. Ich fand das zum Kugeln wunderbar! — Bereundete mich mit einem schönen Irish-Setter, und bis ich zum z'Vieri im «Peristyl» — die in den Garten gehende offene Veranda — zu den Grossen durfte! Als ich am schönsten mit meinen Pfirsichen und

1950 K. 153.

Weniges, von 80,7 auf 81,7 Prozent erhöht hat. Am besten steht es im Kanton Glarus, wo 97,3 Prozent tauglich erklärt wurden, am schlechtesten im Kanton Zürich mit nur 77 Prozent.

Der Anteil der Frauen

am Studium an der Universität Zürich ist seit der Mitte der dreissiger Jahre immer durchschnittlich gleich: rund ein Fünftel. Seit Kriegsende ist der Anteil der Ausländerinnen sehr stark gestiegen, dagegen ist der Anteil an der Immatrikulation der Schweizerinnen auf den Stand von 1936 zurückgefallen. Während zu Beginn des Frauenstudiums weitaus am meisten Frauen Medizin studierten, übt jetzt die Fakultät Phil. I die stärkste Anziehungskraft aus.

Die wertvolle Trachtensammlung

angelegt und gesammelt von Frau Sophie Panchaud-de Bottens in Siders, ist nun für Fr. 40 000.— von der Stadt Luzern gekauft worden. Die Trachtensammlung wird im Schlösschen Uttenberg aufgestellt und dort dem Publikum zugänglich sein. *E. B.*

Schweizerische Berufsberaterkonferenz

Kürzlich fand in Zürich die von 100 Berufsberatern und Berufsberaterinnen aus der ganzen Schweiz besuchte zweitägige Herbsttagung der Schweizerischen Berufsberaterkonferenz statt. Die dem Erfahrungsaustausch und der Weiterbildung dienende Veranstaltung war diesmal in erster Linie volkswirtschaftlichen und berufskundlichen Fragen gewidmet und nahm einen sehr lehrreichen und anregenden Verlauf. Die Berufsberaterinnen besichtigten das Universitätsinstitut für physikalische Therapie, um sich anschliessend durch kompetente Fachleute eingehend über die Berufe der Masseuse, Physiopraktikerin und der Heilgymnastin als medizinische Hilfskräfte und in der freien Praxis orientieren zu lassen. Hierauf folgte eine Aussprache über die Arbeitsmarktlage in verschiedenen Berufsgruppen. Die Berufsberater behandelten nach einleitenden Berichten von Vertretern der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände die Berufsverhältnisse, Berufsaussichten und den Nachwuchsbedarf in den Berufen Schuhmacher, Schmiede und Wagner, in denen sich seit einiger Zeit strukturelle Aenderungen und neue Entwicklungen angebahnt haben. Im Mittelpunkt der von Obmann F. Böhny geleiteten gemeinsamen Konferenz stand die heutige wirtschaftliche Lage der Schweiz und deren Auswirkungen auf den beruflichen Nachwuchs, die Berufswahltendenzen der Jugend und die praktische Arbeit der Berufsberatung. Die Grundlage für die Diskussion bot ein ausgezeichnetes Exposé von Dr. W. Müller, Stellvertreter des Delegierten für Arbeitsbeschaffung in Bern. Die gutbesuchte Arbeitstagung trug in erfreulichem Masse dazu bei, den Berufsberatungsstellen objektive Wegleitungen auf längere Sicht zu vermitteln, was sowohl der einen qualifizierten Nachwuchs benötigenden Wirtschaft, als auch der schulaustretenden Jugend zugute kommen wird.

Neujahrsbrief an Herrn Bundespräsident Dr. Max Petitpierre

Hochgeehrter Herr Bundespräsident,

Das festliche Bild des feierlichen Zeremoniells, in dem Sie am 1. Januar als Mittelpunkt gestanden sind, um persönlich sowohl, als auch als neuer Vertreter des Staates die Glückwünsche offizieller Persönlichkeiten entgegenzunehmen, hat bereits der Alltäglichkeit Platz gemacht. Zu dem äusserlichen, in reicher Aufmachung geformten Aufzug von Personen und Gratulationen gesellte sich sicherlich ein unsichtbarer, weder von Presse noch Radio genannter, der Ihnen Freude und Verbundenheit aus dem Schweizervolke vermittelte.

Auch diese bescheidenen Zeilen aus dem Volke — dem Schweizer Frauenblatt anvertraut — möchten diesen Strom von Gedanken und Wünschen begleiten und Sie erreichen.

Wir erinnern uns an den Herbst 1946, da Sie als «junger» Bundesrat am 3. Schweizerischen Frauenkongress in der Peterskirche in Zürich in einer aussenpolitischen Rede im Rahmen einer vaterländischen Feier zu der grossen Versammlung der Kongressbesucherinnen sprachen. Es war die Zeit, da die Gestaltung der aussenpolitischen Beziehungen der Schweiz und die Zukunft der inneren Verhältnisse unseres Landes noch grosse Sorgen bereiteten. Ihr Bekenntnis zu Neutralität und Unabhängigkeit nach aussen und das Versprechen, für die soziale Gerechtigkeit und Idee der persönlichen Freiheit im Innern einzustehen, haben wir als Ehrenworte empfunden und behalten. Es war scheints das erste Mal, dass ein Bundesrat auf Wunsch der Frauen zu einer fast ausschliesslich weiblichen Zuhörerschaft sprach. Es bleibt mir zudem in persönlicher Erinnerung, dass ich das Gewühl der ausströmenden Gemeinde aus der Kirche benützte, um ganz unauffällig an Sie heranzutreten und in Ihren Zügen nach dem zu forschen, was man bei einem Bundesrat erwartet: dem Ausdruck gereifter Persönlichkeit, überzeugender Klarheit und Festigkeit.

Ihre Fähigkeiten und Eigenschaften haben seither Durchschlagskraft bewiesen und Sie an den höchsten Posten des Landes gehoben. Ein hübscher Vergleich drängt sich auf: vor nahezu 100 Jahren hat die aus ihrer ersten Verfassung geeint hervorgegangene Eidgenossenschaft die Unabhängigkeit und Freiheit des Standes Neuenburg zu ihrer eigenen Sache gemacht und war mit bewaffneten Kräften entschlossen, für dessen Loslösung aus der Oberhoheit einer fremden Macht einzustehen. Nun sind Sie es als Neuenburger und Bundespräsident, der diese «Eid-Genossenschaft» zu seiner eigenen Sache macht, d. h. zur Erfüllung und möglichsten Verwirklichung Ihrer Ideale und hohen Lebensgrundsätze. Eine schwere Aufgabe! Sie haben sie mit Ihren eigenen Worten an der Feier zu Ehren Ihrer Wahl in Neuenburg selbst umschrieben und damit die Wirkung auch auf die Zeitungsleser und -leserinnen nicht verfehlt. Im übrigen haben Sie es in Ihrer Neujahrsansprache bestätigt.

Sollen wirklich «Hochachtung des Rechts und der persönlichen Freiheitsrechte, Ordnung gegründet auf dem Bewusstsein persönlicher Verantwortung, Zusammenarbeit und Gerechtigkeit keine Schlagworte nur sein, sondern Realitäten werden?» Dafür wollen Sie, sehr geehrter Herr Bundespräsident, Ihr Wort geben. Sie wecken grosse Hoffnungen, denn diese wunderbaren Begriffe wahrer Demokratie sind tatsächlich missachtet und entwertet worden. Leider mischen sich nun deswegen mit den Hoffnungen einige Zweifel und Bedenken.

Sie sind der Ansicht, dass es die guten Jahre der Vollbeschäftigung waren, die im Volk eine Stimmung der Ungeduld und der Gereiztheit den Behörden gegenüber geschaffen haben, etwa so, wie ein verwöhntes Kind schliesslich seinen Eltern den Gehorsam verweigert. Wäre es möglich, dass Sie nur darin die Ursache dieser Misstimmung erblickten und Sie demnach an allen Vorkommnissen, die das Vertrauen des Bürgers zu seiner Regierung erschüttert haben und die in der Presse eingehend, ja mit Leidenschaft kommentiert worden sind und deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde, vorbeigesehen hätten? Das können wir nicht glauben. Die Neue Zürcher Zeitung schreibt zart von «gewissen Sonnenflecklein auf dem Vertrauensverhältnis», die sie von Ihnen beachtet haben möchte. Mit diesem leisen Wink wollte sie es dem neuen Bundespräsidenten gegenüber bewenden lassen, während dem sie im Laufe des vergangenen Jahres (wie übrigens auch andere tapfere Presseorgane) in bestimmten Fällen ganz energisch im Namen und Interesse des Volkes für Rechtsschutz und Verfassungstreue das Wort ergriffen hat.

Sie nehmen es als eine selbstverständliche Gegebenheit an, dass eine Politik des Bundesrates und der Räte neben einer solchen des Volkes existiere und lassen in jenen Sätzen durchblicken, dass — im Falle eines Gegensatzes — das Volk der Störefried in der Zusammenarbeit sei. Uns scheinen hingegen die meisten Abstimmungsresultate eine einsichtige und vernünftige Politik des Volkes zu beweisen. Dass sie sich zu derjenigen der obersten Räte gelegentlich in Gegensatz stellte, deutet vielmehr an, dass diese Räte zu wenig die Politik des Volkes betreiben. Wir konnten uns leider nicht davon überzeugen, dass diejenige der Räte immer einsichtiger weiser und sparsamer sei. Ohne in entsprechendem Masse von guten Jahren profitiert zu haben, bringt ein grosser Teil der Bevölkerung Staat und sozialen Institutionen persönliche Opfer, die ihm die Basis der Lebenshaltung bereits empfindlich schmälern und die Zukunftsfreudigkeit gehörig dämpfen.

Die Spannung, die sich zwischen Staat und Volk entfremdend eingestellt hat, scheint uns auch von einer Interessenpolitik auszugehen, betrieben von Wirtschaftsgruppen und -Verbänden, die offensichtlich in den Räten besser vertreten sind, als «das Volk» und die der Gesamtheit schaden.

Bietet nun nicht dieses eine Jahr dem Staatsmann als Bundespräsidenten, der unser Land und Volk nach aussen vertritt und im Innern leitet, eine grosse Chance? Um im Namen von Land und Volk nach aussen handeln und verhandeln zu können, ist es nötig, dass dieses Land und Volk einig und geschlossen dahinter stehe. Das betonte kürzlich Herr Minister Stucki in eindringlicher Weise. Politisch und wirtschaftlich sich nach aussen durchzusetzen, ist heute eine schwere Aufgabe, jedoch für uns eine Lebensfrage. Es ist aber ebenfalls eine Lebensfrage, dass wir diese innere Einigkeit und Geschlossenheit erhalten, ja stärken können. Im Sinne der Koordination dieser Kräfte und Bemühungen zu wirken, liegt nun im Raume ihrer beiden wichtigen Aemter. Eine wunderbare Aufgabe für ihre anerkannte staatsmännische Begabung und Klugheit.

Die nächsten Jahre werden sicher unsern Willen zur Einigkeit auf die Probe stellen. Dabei muss uns der soziale Friede unter allen Umständen erhalten bleiben. Darum ist es jetzt nötig, die tragenden geistigen Fundamente unserer Demokratie zu prüfen und zu stärken. Sie sind in unserer Verfassung verankert. Sie haben sie selbst genannt. Nicht Macht- und Interessenpolitik, nicht das Recht des Stärkeren dürfen bei uns zur Herrschaft gelangen und sich durchsetzen. Die Formel unserer Eid-Genossenschaft sei: Freiheit in der Gerechtigkeit und Wahrheit.

Kommen wir zum Schlusse. Dazu habe ich noch ein besonderes Anliegen aufgespart, welches Sie mir zu äussern gestatten wollen.

In der Schublade, die Ihnen von Ihrem Herrn Amtsvorgänger übergeben worden ist, finden Sie u. a., datiert vom 12. November 1949, ein Gesuch vom Schweizerischen Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht, das langjährige Anliegen betr. die Erteilung politischer Rechte an die Frau auf einer neuen Basis zu prüfen und dieses in einer beschränkten Form der Verwirklichung entgegenzuführen. Wir bitten Sie sehr, hochgeehrter Herr Bundespräsident, dieses Gesuch nicht zu unterst in der Schublade liegen zu lassen und es am Ende Ihrer Amtszeit unbehandelt weiter zu geben. Wenn wir uns das Programm Ihrer Neuenburger Ansprache genau ansehen, so ist auch dieses Anliegen vieler Schweizer und Schweizerinnen eigentlich mit eingeschlossen. Die Erfüllung verschiedener Punkte scheint uns ohne dessen Verwirklichung gar nicht möglich. Also dürfen wir hoffen, in Ihnen, sehr geehrter Herr Bundespräsident, einen wohlwollenden Fürsprecher unserer Sache zu besitzen. Gewiss wären Sie sonst im September 1946 gar nicht zu uns Frauen nach Zürich gekommen.

Wir wären Ihnen auch sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie in Wiedererwägung ziehen wollten, ob in Ihrem Departement Frauen nur als Daktylographinnen und Stenotypistinnen verwendet, sondern auch mit höheren Aufträgen betraut werden könnten, wie dies in andern Ländern schon längst der Fall ist.

Mit diesen aus ernster Besorgnis kommenden Ueberlegungen und Bitten vereinen sich aufrichtig empfundene Wünsche, dass Gott Ihnen in Ihrer hohen staatsmännischen Aufgabe beistehe, um sie zum Nutzen Ihres Volkes, das Ihnen das volle Vertrauen schenkt, zu erfüllen und im Zwange harter Realitäten auch Ihre hohen Ideale möglichste Wirklichkeit werden zu lassen. Mögen in der Wandelbarkeit von Menschen und Ansichten Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit von Ihnen behütete absolute christliche Werte und feste Richtpunkte darstellen und — in der Grundlage unseres Staatswesens verankert — uns in ihrer Bedeutung wirklich zum Erlebnis werden. —

Mit der Versicherung ausgezeichneter Hochschätzung begrüsst Sie, hochgeehrter Herr Bundespräsident *Gertrud Bünzli-Scherrer*

Was

Du bereitest für den Tisch,
Ob Suppe, Omelette oder Braten,
Süsspeise, Knöpfli, Sauce, Fisch.

Mit **Paidol**

wird es stets geraten.

Rechtliches, Wirtschaftliches, Soziales im Bericht der eidgen. Fabrikinspektoren

Wer sich in dem vor kurzem erschienenen Bericht der Fabrikinspektoren über ihre Tätigkeit in den Jahren 1947 und 1948 vertieft und aus dem knapp gehaltenen Text seine Schlüsse zu ziehen weiss, dem eröffnet sich ein höchst interessanter Einblick in manche verborgenen Probleme unserer schweizerischen Industrie, in die Zusammenhänge zwischen rechtlicher Ordnung und wirtschaftlichem Geschehen und schliesslich auch in die menschlichen Hintergründe.

Obschon unser Fabrikgesetz eine umfassende und mit seinen Verordnungen ins Detail gehende Regelung des Arbeitsverhältnisses der Fabrikarbeiter getroffen hat, die heute z. T. noch durch Gesamtarbeitsverträge ergänzt wird, entstehen immer wieder Fragen, deren Beantwortung noch der rechtlichen Grundlage entbehrt und wo fürs erste die Praxis rechtsschöpfend eingreifen muss. So hat gerade die bereits in vielen Betrieben eingeführte Fünftage-Woche verschiedene rechtliche Unsicherheiten mit sich gebracht. Es ist z. B. fraglich, ob der Arbeitgeber bei gesetzwidriger Auflösung des Dienstverhältnisses nur noch den Lohn für 5 Tage zu 9½ Arbeitsstunden zu bezahlen hat, was den frühern 6 Tagen entsprechen würde, oder ob er trotzdem für 6 Tage aufkommen muss, also insgesamt für 57½ Arbeitsstunden. Ferner stellt sich auch das Problem der Ueberzeitarbeit bei der Fünftagewoche mit ihren verlängerten Arbeitstagen anders; denn es ist nicht dasselbe, ob zu 8 Arbeitsstunden noch zwei zusätzliche kommen oder zu einem Arbeitstag, der ohnehin schon 9½ Stunden dauert. Besonders bei der Beschäftigung Jugendlicher in der Fünftagewoche erhebt sich die Frage, ob nicht diese ständige Erhöhung der Arbeitszeit um fast 2 Stunden täglich eine gesetzliche Begrenzung erfordern würde, wie sie andern Industriestaaten bereits bekannt ist.

Eine andere Gruppe von Rechtsfragen betrifft das Arbeitsverhältnis der Heimarbeiter, das durch das Heimarbeitsgesetz ebenfalls der Kontrolle

Pic-Fein Kochfett solls sein!!

Pflaumen beschäftigt war, bemüht «anständig» zu essen (d. h. nicht zu viel!) ertönte plötzlich ein bekannter Glockenton um die Ecke, und vor dem Peristyl stand mein Geissbock, glückstrahlend mich gefunden zu haben, trotz des gar nicht einfachen Weges. Meine Mutter war weniger entzückt, mein ausgiebiger Pfirsichschmaus wurde leider jäh unterbrochen und Geissbock und Geissenfräulein hatten promptest den Heimweg anzutreten. Ich erinnere mich noch gut dieses Heimwegs durch den sonnigen Spätsommertag. Natürlich ging ich mit meinem Freund über die «Säge», jenen grossen, mit Holzvorräten beladenen Säge- und Bauplatz einer grossen Baufirma, wo es immer so wunderbar nach grünem Holz roch. Oh dieser herrliche aus Holz und Harz und Sonne und Wald zusammengesetzte Duft, der mir noch heute wo ich ihn finde, die Sägen meiner Jugend in Erinnerung ruft. Es gab nämlich eine Säge unten, und eine alte, o so gemütliche kleinere oben am Berg, gerade unter unserer Allee, wo wir, alle drei Geschwister, Stunden und Stunden mit dem lieben alten Sager verplaudert haben, und wo wir auf den geschichteten Holzstämmen unsere akrobatischen Künste vervollkommneten. Zu Hause war man erstaunt, dass ich mit dem Geissbock, und nicht mit der Mutter heimkam, aber nicht viel früher als sie, da ich natürlich noch bei meiner geliebten Freundin, der Frau des Dorftelegraphisten landete zu einem Schwatz. Mit dieser Episode schliessen meine Erinnerungen an das liebe Tier ab. Ich weiss nur, dass ich unter einem herzbrechenden Geheul eines Tages vernahm, Papa habe ihn aus irgendwelchen, uns total unverständlichen Gründen wieder «auf den Berg» gebracht. Aber so war es immer in der Jugend, wenn man einen lieben und vernünftigen Kameraden hatte — Kinder hatten wir doch keine um uns herum — dann verschwand er plötzlich und man war wieder allein. Und dass man deshalb so heulen konnte begriffen die Grossen erst recht nicht. Fortsetzung folgt.

Malerinnen im Kunsthaus Zürich

Neben der grossartigen Ausstellung von Werken der Sammlung Ruzicka zeigt das Kunsthaus Zürich gegenwärtig eine Probe weiblichen Kunstschaffens, die ein beachtliches Niveau aufweist. Obschon sich niemand so wehrt wie die Künstlerinnen selber, wenn in ihren Werken nach spezifisch weiblichen Aspekten gesucht wird, — sie sehen darin ganz ungerechtfertigterweise den Vorwurf des Hausbackenen oder Schwächlichen — müssen wir betonen, dass die Athmosphäre der Ausstellungen, die nur von Frauen bestritten werden, sich durchwegs von den üblichen unterscheidet. Es liegt einmal daran, dass die hier gezeigten Bilder sich auf dem breiten Fluss der Kunstströmungen meist schön in der Mitte halten, sich hütend vor jedem Extrem, sodass wohl kaum bei einem dieser Gemälde eine heftige Diskussion entbrennen wird. Dafür sieht man umso mehr Publikum sich ernsthaft für die (erstaunlich niedrigen!) Preise interessieren, weil dies nun endlich wieder einmal Bilder sind, die man zuhause aufhängen möchte. Als spezifisch weibliches Element im Kunstschaffen sehen wir auch die Freude an der Illustration, die zum Beispiel Hanny Fries und Ursula Fischer beide in ihrer Art zur Vollkommenheit ausgebildet haben, wobei die Themen sich vom französischen Alltag zu schon fast klassischen Dichtungen weiten. Eine zierliche Nebenart dieser Illustrationskunst galt schon vor etlichen Generationen als alleiniges Vorrecht der Malerin und findet auch heute noch ihre Betreuerinnen: die geduldige und minutiöse Nachbildung von botanischen Wundern, seien es nun die Stilleben der Martha Seitz oder Elsa Burckhardts Pflanzenzeichnungen, in denen Organisches und Erträumtes seltsam sich zu verweben scheinen. Sehr gut hätten in diesen Zusammenhang ein paar Alpenblumen oder Heupferdchen aus der Hand Pia Rosharts gepasst. — Auch Cornelia illustriert, und zwar ihre eigenen Verse, die zwischen köstlicher Naivität und Kitsch unbekümmert balancieren und beinahe vergessen lassen, wie schön vor einigen Jahren ihre Oelbilder mit Früchten und kleinen Kindern waren. Ihre Teppiche, die das Vorbild Lurçats nicht verleugnen, beweisen ihre vielseitige Begabung, werden jedoch von dem Wandbelag mit dem Engel überstrahlt, auf dem sich Lissy Funkt in eigenartiger Technik etwas von dem frommen Hauch alter Klosterarbeiten bewahrt hat.

Wohltuend und besänftigend wirkt die Ausstellung auch darum, weil sie frei von Polemik ist, keinerlei revolutionäre Ideen propagiert, sondern im Gegenteil das Schöne aus der geschauten Welt auf die Leinwand zu übertragen sucht. Bei vielen Bildern hat man das Gefühl, sie seien in frohester Ferienstimmung entstanden, so die Hafenansichten der Clara Vogelsang, Alice Guggenheim und Esther Brunner, die ihre Wahlheimat Tessin erfolgreich bis nach Italien hinunter verlängerten. Auch Erna Yoshida Blenk schuf wieder Bilder, Meerausblicke und Stilleben, über denen östliche Gelassenheit wie ein warmer Sommertag liegt, und die, zusammen mit R. Rordorfs kraftvollen Tierskizzen oder dem Selbstbildnis Ursula Fischers, zum Besten der Ausstellung gehören. Nicht zu vergessen Mimi Langrafs Pariser Strassen und ihr märchenheiteres Arosabild, durch dessen rosige Verklärung ein eiliges Schlittengespann stiebt.

Es gibt noch viele Namen und viel redliche Bemühung, die alle mithalfen, die Ausstellung so erfreulich zu gestalten, wie sie sich heute präsentiert. Dazu gehören vor allem noch plastische Werke von Emma Sulzer-Forrer und Ida Schaer-Krause, die ihr im wahren Sinne das nötige Gewicht geben und vor allem im Porträt lebendige und klar gestaltete Werke zeigen. Somit darf auch diese Schau unserer Künstlerinnen wieder als gelungen betrachtet werden, obschon sie sich in der allgemeinen Rubens- und Rembrandtbegeisterung des ersten Stockes ein bisschen mauerblümig vorkommen muss. Wozu sie gar keine Ursache hat. Ursula Hungerbühler

durch die Fabrikinspektorate unterstellt wurde. Durch eine bundesrätliche Verordnung wurden neuerdings verschiedene unfallgefährliche Arbeiten der Heimarbeit entzogen, so vor allem auch die Herstellung pyrotechnischer Artikel. Die Inkraftsetzung dieser Vorschriften bringt jedoch für die Bevölkerung einzelner Gegenden, die auf solche Heimarbeit eingestellt war, Härten mit sich, so dass Uebergangslösungen gesucht werden mussten. Anderseits wäre zu wünschen, dass trotz dieser wirtschaftlichen Nachteile das Verbot der bundesrätlichen Verordnung auch auf weitere gefährliche Heimarbeiten ausgedehnt würde, wie z. B. auf die Bearbeitung von Zelluloidwaren, die gerade bei ihrer Verrichtung in der Wohnstube, etwa noch in Gegenwart von Kindern, grosse Gefahren in sich schliesst.

Anderseits bemüht sich unsere Sozialgesetzgebung, der Heimarbeiterschaft ebenfalls ein Recht auf bezahlte Ferien zu verschaffen — ein Gedanke, der heute noch Mühe hat, durchzudringen, manchmal sogar bei den Begünstigten selbst. Eine allgemeine gesetzliche Regelung hierüber hat z. B. Baselstadt getroffen. In andern Kantonen wieder gibt es bezahlte Ferien nur für jene Heimarbeiter, deren Dienstverhältnis durch einen bundesrätlich genehmigten Mindestlohntarif geregelt wird. Durch dasselbe Mittel der Allgemeinverbindlicherklärung von Mindestlohntarifen wurde auch versucht, eine Unfallversicherung der Heimarbeiter mit Arbeitgeberbeiträgen einzuführen. Wir sehen gerade aus diesem Beispiel aber auch, wie ausserordentlich zersplittert, vielgestaltig und dadurch ab und zu rechtsungleich unsere heutige schweizerische Sozialgesetzgebung ist. Ohne einen übertriebenen Zentralismus befürworten zu wollen, ist man versucht, zu wünschen, dass, besonders auch um der Rechtsgleichheit willen, gewisse fundamentale Regeln sich einheitlicher gestalten liessen.

Mehr als die rechtlichen Fragen werden aber vermutlich die wirtschaftlichen Tatsachen und Probleme dieses Berichtes das öffentliche Interesse beschäftigen. Da ist es besonders für die Ostschweiz bedeutsam, anhand der Fabrikstatistik festzustellen, dass sich in der Industrie eine grosse Wandlung vollzogen hat. Die früher an erster Stelle stehende Textilindustrie ist heute stark überholt worden durch eine neu aufblühende Maschinenindustrie. Diese, sowie die Holz- und Metallbearbeitungsbranche weisen eine ganze aussergewöhnliche Zunahme auf, während die Zahl der Textilbetriebe sich kaum veränderte. Welchen Aufschwung die Industrie der Ostschweiz aber im Gesamten genommen hat, ersehen wir aus den Ergebnissen der Arbeiterzählung. Während der Wirtschaftskrise der Dreissigerjahre betrug die Zahl der Fabrikarbeiter rund 60 000; im vergangenen Jahr stieg sie auf 91 316. Auffallend ist dabei auch der Anteil der weiblichen Arbeitskräfte, der mit seinen 38,3 Prozent der Gesamtarbeiterschaft für das Jahr 1947 ein noch nie dagewesenes Maximum erreichte. Zeiten der Hochkonjunktur machen eben die hinterste Reserve an Arbeitskraft mobil.

Einen weitern Beweis für die fortschreitende Industrialisierung unseres Landes liefern auch die Zahlen der Fabrikbauten. Allein für den ostschweizerischen Inspektionskreis lagen für das Jahr 1947 222 Pläne für Erweiterungsbauten und 56 Pläne für Neubauten vor. Dabei wurde vielfach, zur Vermeidung von neuen Fabrikanlagen, der Schichtenbetrieb eingeführt und damit die bestehenden Produktionsmittel doppelt ausgenützt. Leider hat diese Betriebsart, nach übereinstimmenden Feststellungen verschiedener Fabrikinspektoren, ab und zu Arbeiter dazu verleitet, in zwei Betrieben gleichzeitig zu arbeiten — sicher nicht zum Nutzen ihrer Arbeitskraft.

Interessante Erfahrungen wurden auch bei der Einstellung von Fremdarbeitern gemacht. Während der Mangel an einheimischen Arbeitskräften in einem bestimmten Gebiet oft dazu führte, das betreffende Unternehmen durch Filialbetriebe auf ländliche Bezirke auszudehnen und dadurch die dortige Arbeitskraft zu mobilisieren, — ein Beginnen, das vom sozialen Standpunkt aus nur begrüsst werden kann — setzte mit der Zulassung von Fremdarbeitern sofort eine rückläufige Bewegung ein, und der ganze Betrieb wurde wieder auf den ursprünglichen Standort konzentriert. Wenn man erfährt, dass für die beiden Jahre 1947 und 1948 nur im 3. Inspektionskreis (Zürich, Innerschweiz, Tessin) 30 442 Fremdarbeiter eingestellt wurden, kann man die wirtschaftliche und soziale Bedeutung dieser Massnahme einigermassen abschätzen.

Es ist klar, dass in Zeiten derartig intensiver Produktion auch die menschlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer von besonderer Wichtigkeit sind. Aus allen uns vorliegenden Inspektionsberichten vernehmen wir übereinstimmend, dass das Arbeitsverhältnis in der Regel nicht durch ernstere Konflikte gestört wurde. Der Unternehmer, durch den Mangel an Arbeitskräften in die schwächere Position versetzt, war eher geneigt, die Forderungen der Arbeiter zu erfüllen und auch von sich aus zur Stärkung der Betriebsgemeinschaft beizutragen. In verschiedenen Unternehmungen werden schon heute die Arbeiterkommissionen über die innerbetrieblichen Angelegenheiten orientiert, was vielfach zur Festigung und Vermenschlichung des Verhältnisses zwischen Vorgesetzten und Arbeitern beigetragen hat. Mehr und mehr ist die Ueberzeugung durchgedrungen, dass es schliesslich im wohlverstandenen Interesse des Arbeitgebers selbst liegt, wenn er seine Arbeiter menschlich, sozial, beruflich fördert. Der zufriedene, wirtschaftlich recht gestellte Arbeiter setzt sich viel verantwortungsbewusster für das Gedeihen des Betriebes ein, als eine Arbeiterschaft, die nur die Rolle des Produktionsmittels spielt und deren Arbeitskraft nach allen Regeln der Kunst zu Höchstleistungen angetrieben wird. Nach den Berichten der Fabrikinspektoren zu urteilen, darf man den Eindruck haben, dass jener rein kapitalistische Standpunkt heute weithin überwunden ist zugunsten einer bessern sozialen Einsicht. In diesem Sinne wirken auch die mannigfachen Verbesserungen arbeitstechnischer und hygienischer Art, die während den letzten ertragreichen Jahren in vielen Betrieben durchgeführt wurden. So wurde gesorgt für gute Beleuchtungsanlagen, gesunde, luftige und wenn möglich ästhetische Arbeitsräume, man befasste sich intensiv mit dem wichtigen Problem der Staub- und Lärmbekämpfung, einer bessern Unfallprophylaxe, oder man sucht dem Arbeiter seine Arbeit durch eine bequemere und weniger ermüdende Körperstellung zu erleichtern. Gerade die leztere Massnahme soll z. B. in einer Fabrik für elektrische Apparate eine Mehrleistung um 40 Prozent eingebracht haben. Aber auch die rein psychische Wirkung solcher Beweise des guten Willens seitens des Arbeitgebers ist nicht zu unterschätzen. Denn der gute Arbeiter weiss diese Fortschritte wohl zu würdigen und stellt sich zu seiner Arbeit und zum Arbeitgeber freudiger, williger ein. Damit ist eine menschliche Grundlage geschaffen, auf der das Problem Kapital—Arbeit reibungsloser gelöst werden kann, als in der gespannten Atmosphäre des Kampfes, auch wenn in kommenden wirtschaftlich weniger günstigen Zeiten der Konfliktstoff sich wieder mehren sollte. Wir werden deshalb gut beraten sein — das ist auch die übereinstimmende Meinung der Fabrikinspektoren und aller einsichtigen Kreise — wenn wir die Zeit des Wohlergehens nach Kräften nützen zum Ausbau aller menschlichen und rechtlichen Möglichkeiten, die eine friedliche Evolution gewährleisten. Sie ist der beste Schutz gegen extreme oder gar gewaltsame Lösungsversuche.

H. Th.

Kleine Rundschau

Die Frauen in der Nationalen schweizerischen UNESCO-Kommission

Ihre Zahl ist zwar noch klein, aber immerhin sind zwei von ihnen Mitglieder des Arbeitsausschusses: Dr. Ida Somazzi, Bern, Präsidentin der 1. Sektion für Erziehung und Wiederaufbau, und Dr. Jeanne Eder-Schwyzer, Zürich, Mitglied der 4. Sektion für Philosophie, Staats- und Sozialwissenschaften. Der 1. Sektion gehört ferner die Präsidentin des Schweiz. Katholischen Frauenbundes, Frau L. Beck-Meyenberger an, der 2. Sektion Frau A. Jeannet-Nicolet, als Vertreterin des Bundes Schweiz. Frauenvereine. Die vom Bundesamt ernannte Kommission zählt ca. 80 Mitglieder und soll eine wirksame Verbindung mit der UNESCO herstellen, ferner Studien oder Umfragen durchführen und die Oeffentlichkeit über Ziele und Tätigkeit der UNESCO aufklären

F. S.

41 von den 151 Mitgliedern

des Londoner County Council sind Frauen. Das Budget dieser Körperschaft ist so bedeutend wie manches nationale Budget, und die Verantwortung, aber auch die Kompetepz der Verwalterinnen ist gross.

F. S.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 9. Januar, 17 Uhr. «Two english novellists, Charles Dickens and Charles Morgan». Vortrag von Mary Hottinger-Mackie. M. A. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1,50.

Bern: Lyceum-Club, Montag, 9. Januar, im Restaurant «Zur Münz», Kochergasse 1, in Verbindung mit dem Verein Berner Akademikerinnen: Mary Lavater-Sloman liest aus einem unveröffentlichten Werk über Annette von Droste-Hülshoff.

Radiosendungen für die Frauen

sr. «Für die Töchter Evas» wird Montag, den 9. Januar, um 14 Uhr, Grundsätzliches und Wissenswertes behandelt, das sich, praktisch angewendet, als schöner Erfolg erweisen wird. Müde und leicht erschöpft von anstrengenden Festtagen? Da hilft einzig die Sendung «Notiers und probier's», Donnerstag, den 12. Januar, um 14 Uhr, die Ihnen mit vielen Winken und Anregungen an die Hand geht. Die «Halbe Stunde der Frau», Freitag, den 13. Januar, befasst sich um 14 Uhr mit «Den Aufgaben eines Jugendamtes» und «Fünf Minuten Krankenpflege».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Telephon 25 22 77
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Underwood

die bewährte
Portable
Miete - Umtausch
Teilzahlung
Generalvertreter:
Cäsar Muggli
Lintheschergasse 15
Zürich 1
Telephon 25 10 62

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Fiad & Burkhardt A.-G., Zürich-Oerlikon

Polstermöbel
Bettwaren
Vorhänge
in erstklassiger Qualität
zu vorteilhaften Preisen
bei
Hans Luginbühl
Uraniastr. 32
ZÜRICH Tel. 23 35 98

Werbeständige Möbel
MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
MEER
ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 ANS

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
Talacker 16, ZÜRICH, Tel. (051) 23 66 06

Inserieren
bringt Erfolg!

Maruba Schaumbäder

Ein Jungbrunnen der Schönheit! Mit seinen feinsten ätherischen Oelen belebt und kräftigt das Maruba-Schaumbad den ganzen Organismus. Vor allem löst es den sich täglich neu bildenden Körper-Talg, ein gefährlicher Feind ihrer Schönheit, der die Haut grau, welk und faltig erscheinen lässt.
Flaschen zu Fr. -.65, 3.15, 5.85 13.20 und 22.85 in Apotheken, Drogerien und bei Coiffeurs
Irgend ein Schaumbad ist noch lange kein MARUBA-Schaumbad

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

HELVETIA-STÄRKE

Erhältlich in
Spezialhandlungen und Drogerien
STÄRKEFABRIK WÄDENSWIL

Parfumerien
Puderdosen
Bürstengarnituren
von
Weber-Strickler
Bahnhofstraße 40, Zürich

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett